



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

## **Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Bazalgette, Léon: Intellektualismus und Dekadenz : Übersetzung von E. v.  
Kraatz

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Endlich keine neue Aufsichtsbehörde. Die Oberlandesgerichte haben sich vorzüglich bewährt. Ihr Ansehen, ihre Unbefangenheit, ihre gesellschaftliche Freiheit von dem Verkehrskreis der fideikommißbesitzenden Familien, ihre Tradition in der Erledigung dieser Geschäfte sind Vorzüge, die keine andere Behörde böte. Für den Oberpräsidenten wäre es ein politisches Bleigewicht, Streitigkeiten innerhalb einflußreicher Familien zu entscheiden, und seine Entscheidungen würden die Teile nicht als unbefangen hinnehmen. Weiter: Es ist ein Unfug und eine Schwäche unserer heutigen Verwaltung, Behörden in ihrem traditionellen Wirkungskreis zu „verstärken“ durch Experten- oder Laienbesitzer. Nur nicht die Fideikommißsenate der Obergerichte durch Sachverständige oder Mitglieder anderer Behörden oder Vertretungen bereichern wollen. Neun Zehntel der Sachen interessieren diese unglücklichen Herren gar nicht, die oft von weither zu den Sitzungen angereist kommen, oder würden jedenfalls ebensogut ohne ihren Beisitz erledigt werden. Und für den Rest ist es das allein Vernünftige und für Schonung von Menschenzeit und -kraft Verantwortliche, man macht es so, wie es früher immer gemacht wurde, und zieht vom Landrat oder der Landwirtschaftskammer, vom Landschaftsdirektor oder der Generalkommission in besonderen Fällen ein Gutachten ein. So eilig ist es gewöhnlich gar nicht. Nur nicht eine neue Spezies des deutschen Beisitzerunwesens.

So, mein lieber Freund, hier haben Sie in aller Kürze meine Gedanken über ein neues Fideikommißgesetz. Glückliche, Ihren Beifall zu finden, wäre ich noch glücklicher, Sie zu Betrachtungen angeregt zu haben, die meine bescheidenen Bemerkungen in den Schatten stellen. Allein, Sie sind ein echter Deutscher: Briefe erhalten ist schön, Briefe beantworten ist überflüssig. Wie sagt doch Heinrich Heine? Und ein Narr wartet auf Antwort.



## Intellektualismus und Dekadenz \*)

Don Léon Bazalgette

Berechtigte Übersetzung von E. v. Kraatz, geb. Gräfin Bandiffin



ie Inferiorität der heutigen Lateiner in bezug auf Energie und nationale Lebenskraft ist meiner Ansicht nach kein strittiges Thema, sondern eine sonnenklare Tatsache, die jeder einigermaßen verständige und aufrichtige Mensch wahrnehmen muß. Ich halte es daher für vollkommen unangebracht, mich weiter auf diese spezielle Frage einzulassen.

\*) Bei der Überfülle deutscher, sich oft scharf widersprechender Urteile über die Franzosen ist es nicht ohne Wert, sich wieder einmal das Urteil eines ihrer klarsten Köpfe und weit-

Dennoch ist mir häufig das nachstehende scheinbar gewichtige Argument zu Ohren gekommen.

„Ja, die lateinischen Völker nehmen in der Welt nicht mehr die hervorragende Stellung ein, die sie früher innehatten. Sie haben besonders in den letzten hundert Jahren schwere Mißgeschicke zu bestehen gehabt und legen bedenkliche Anzeichen von Entkräftung an den Tag. In ihrem innern Leben verrät sich ein dauerndes Unbehagen, und die Zukunft muß in ihnen inmitten so eifriger Nebenbuhler notwendig Besorgnisse erwecken. Aber eine Sache läßt sich trotz alledem nicht ableugnen: die Summe der in der lateinischen Welt verbreiteten Intelligenz ist sehr groß, vielleicht größer als die der gesamten übrigen Welt. Ziehen wir das feine ästhetische und intellektuelle Gefühl, die Eleganz, den vornehmen „Stil“, das geistige Raffinement und die Reichhaltigkeit und Kompliziertheit der Zivilisation in Betracht, so werden Sie angesichts täglicher in die Augen springender Beweise doch nicht bestreiten, daß Frankreich darin an der Spitze des Abendlandes steht und noch lange stehen wird? Die Menge von Geist und Neugier, die es anlockt, sein immer noch lebendiger Nimbus und der eigenartige Zauber, den es auf alle Welt ausübt, bezeugen das doch wohl auf glänzende Weise?“

Dieses Argument ist nur dem Anschein nach stichhaltig. Es beruht auf einem Trugschluß.

In Wirklichkeit muß man einen Unterschied machen. Man darf die Intellektualität und ästhetische Verfeinerung einer nur in ihrer Auslese betrachteten Nation nicht mit dem bloßen moralischen Wert der Gesamtnation verwechseln. Mit andern Worten, man muß zwischen der Energie und Lebenskraft eines nationalen Organismus und seinem Intellekt unterscheiden.

Hinsichtlich der Schärfe des Gehirns, der Feinheit und Differenzierungen der „höheren“ Fähigkeiten stehen die lateinischen Nationen im Abendland ohne Zweifel obenan. Diese Stellung nehmen sie auf Grund ihrer alten Kultur und Zivilisation, der von ihnen überkommenen Traditionen und ihrer geistigen „Überheizung“ ein. Das ist wahr, und kein Mensch denkt daran, es abzuleugnen. Aber wenn es gilt, aus dieser Vorherrschaft Schlüsse zu ziehen, dann begeht man gewaltige Fehler. Denn es ist nichts weniger als unbestreitbar, daß dieser intellektuelle Vorrang hinreicht, um ihnen als Nation eine tatsächliche Überlegenheit zu sichern.

Es scheint mir vielmehr, daß eine derartige Überlegenheit einen zuverlässigen Beweis für ihre Minderwertigkeit in bezug auf Stärke, Lebensenergie und

---

herzigsten Verstehen vor Augen zu halten, der auch manches für deutsche Literatur in Frankreich getan hat. Bazalgette ist unter anderem der Verfasser des *Problème de l'avenir latin*, des *L'esprit nouveau dans la vie artistique, sociale et religieuse*, sowie einer großangelegten Walt Whitman-Biographie — sämtlich Werke, voll von Anregungen für alle, die sich mit Fragen der Gegenwart auseinandersetzen wünschen. D. Schriftg.

organische Kraft bedeutet. Ihre hohe, vielseitige Geistesentwicklung beweist — obwohl sie sich in Wirklichkeit auf eine Auslese beschränkt — ihre körperliche und moralische Entkräftung.

Das Gehirn ist nur deshalb so stark entwickelt, weil eine Welt uralter Ideen und Traditionen darin blüht, und der Preis einer so außerordentlichen Gehirnverschärfung besteht in der Erschöpfung der natürlichen Energie, der instinktiven Lebenskraft und des Stärkevorrats. Hypertrophie setzt Atrophie voraus. Es ist eine Erscheinung, die sich in ähnlicher Weise bei dem Individuum zeigt: das Geistesleben erreicht seinen Höhepunkt beim Greise, nachdem die Lebenskräfte erloschen sind. Wenn die Glieder untauglich für den Lebensgebrauch geworden sind, steigt das Leben empor und sucht Zuflucht im Gehirn.

Der Anspruch auf „Idealismus“ — im Sinne von Antirealismus aufgefaßt — und der beständige Appell ans „Ideale“ ist in meinen Augen gleichbedeutend mit dem Zugeständnis einer Inferiorität in bezug auf reale Dinge. Der Idealismus ist dann nichts weiter als ein Deckmantel für Schwäche und Ohnmacht.

Deshalb halte ich folgendes für ein Lebensgesetz der Völker: äußerste Kompliziertheit des geistigen Lebens ist ein Beweis für die Entartung des gesellschaftlichen Organismus! Starke und gesunde Völker, die ihre Zukunft noch vor sich haben, sind einfach im Denken und Empfinden. Höchste Verfeinerung auf einer Seite bedeutet Abnutzung und Ermattung auf der andern.

Es gibt in der Vergangenheit gewiß sehr lehrreiche Beispiele, die nicht vergessen werden dürfen. Athen, Alexandria, Rom und Byzanz erstrahlten am Vorabend ihrer sozialen Vernichtung im höchsten intellektuellen Glanz. Von innern Schäden zerfressen und in vollständiger organischer Auflösung begriffen, standen sie in philosophischer und literarischer, in künstlerischer und wissenschaftlicher Hinsicht auf der Höhe. Auch jene Städte waren zu ihren Zeiten Mittelpunkte, die alle intellektuell begierigen Blicke auf sich zogen. Die Völker, die sie umringten, waren in ihren Augen nichts weiter als Barbaren, und waren es auch wirklich, denn da sie jung und frisch und einzig und allein bestrebt waren, sich am Leben zu erhalten und ihren Platz an der Sonne zu erobern, so befand sich ihr Gehirn noch in beinahe jungfräulichem Zustande. Und doch — wo war Leben, Kraft und Zukunft? Auf welcher Seite lag die Überlegenheit: auf der Seite der Intellektuellen oder auf der Seite der Ungebildeten? Die Geschichte gibt uns Antwort.

Beschränken wir uns auf das Beispiel von Griechenland. Stellen wir uns die Lage der griechischen Welt anderthalb Jahrhunderte vor Beginn der christlichen Ära vor, als der Römer bereits vor den Toren seiner Städte stand. Es ist ein typisches Schauspiel! Auf einer Seite das kleine hellenische Volk, reich an Traditionen, übersättigt mit Kunst, Philosophie und Literatur, mit Recht voller Stolz auf seine intellektuelle Vergangenheit: ein Elitenvolk, das Jahrhunderte der Kultur und Verfeinerung in sich vereinigte, das geradezu

wimmelte von Sophisten, Lehrern, Tänzern, Gelehrten, Schauspielern und Philosophen, — dabei aber arm an Männern der Tat, an Charakter und Gewissen, ohne jede Energie, unfähig zum Widerstand, fertig mit seinen organischen Kräften, von nun an machtlos und ohnmächtig. Auf der andern Seite der schwerfällige, altfränkische, plumpe Römer, der mit seiner bloßen brutalen und frischen Kraft, mit der rein tierischen Tatkraft gesunder, starker junger Völker langsam und planmäßig vordringt. Vom rein intellektuellen Gesichtspunkt aus ist jenes diesem bei weitem überlegen; der Kultur und Zivilisation nach ist es das höher stehende Volk, — in einem solchen Grade, daß der Eroberer sich nach dem Sieg die Literatur, die Wissenschaft und Kunst der neuen römischen Untertanen zu eigen macht und sich mit ihrem Geistesleben durchtränkt. Doch was vermochte Griechenland sonst? Was half ihm sein ungeheures Übergewicht an Zivilisation? Nichts! Seine Entwicklung war beendet. Die Paralyse hatte sich seiner Glieder bemächtigt. „Athen“ — so sagt ein Historiker — „war nur noch ein Museum und eine Schule, wo viel disputiert wurde, wo man aber nicht mehr handelte.“ Griechenland war nur noch ein ungeheures Feld der Verwesung, voller Krankheitskeime. Es mußte verschwinden. Es mußte einer neuen, tatkräftigen und gesunden Ordnung der Dinge Platz machen. Ein anderer Organismus sollte aus seinen Trümmern Nahrung schöpfen, um seinerseits zu wachsen und neue Zweige und Blüten hervorzubringen. Und wirklich! beim ersten Anstoß stürzt Griechenland auf seinem von Meisterwerken besäeten Boden in sich zusammen, — fällt, wie eine überreife Frucht es tut, wenn man leise den Zweig berührt. Deshalb handelt der Römer bei all seiner Brutalität oder gar Dummheit in seiner Eigenschaft als junges, unzivilisiertes Volk in Übereinstimmung mit dem Naturgesetz. In diesem Augenblick ist es, eben wegen seines Naturzustandes und Kulturmangels, tatsächlich und dem Leben gegenüber das überlegene Volk. Und später schlägt auch seine Stunde. Es kommt ein Tag, an welchem der unter der Tradition erliegende, von geistiger Überkultur erhitzte, mit Zivilisation übersättigte, maßlos raffinierte Römer die Barbaren von fern her auf seine Tore anrücken sieht. Jetzt ist es Rom, das dem jungen Barbarentum gegenüber die intellektuelle Vorherrschaft auf der Welt darstellt. Sein Nimbus ist ungeheuerlich. Ihm allein streben alle Geister und alle nach Kultur hungernden Seelen zu. In dieser Hinsicht bietet es ein herrliches Schauspiel, nicht nur durch den Glanz der Außerlichkeiten, sondern durch die Summe der in ihm angesammelten Intelligenz. Da gibt es große, geschmeidige und umfassende Geister in Hülle und Fülle, da wimmelt es von Talenten, da stehen Philosophie, Literatur und schöne Künste in höchster Blüte. Es ist eine der üppigsten Zivilisationsepochen, die es jemals auf der Welt gegeben hat. Und doch! wer vermöchte unter diesem äußern Glanz, diesem Zauber und dieser unsagbaren Verfeinerung nicht den innerlichen Bankrott, die Erschlaffung der Charaktere und die völlige Entkräftung der Rassenenergie zu erkennen? Ein Verwesungsgeruch umschwebt diese spitzfindig flügelnden Gehirne. Dieser ganze

prächtiger Organismus ist innerlich zerfressen und scheint nur auf den Ellbogenstoß eines Passanten zu warten, der ihn zum Taumeln bringt und den endgültigen Zusammensturz herbeiführt. Deshalb scheint die blonde Bestie des Nordens, die ebenso viel intensive Kraft aufs Leben verwendet, wie der Mensch uralter Zivilisationen auf Gedanken und Empfindungen, nur eine Aufgabe der kosmischen Hygiene zu verrichten, indem sie ihre unbewußt reinigenden Fluten über diese wunderbare Blüte vielhundertjähriger Kultur ergießt.

Das ist meine Auslegung jenes vom Kulturvorrang der Völker hergeleiteten Arguments — im Gegensatz zu der landläufigen Auffassung. Was andern verheißungsvoll erscheint, ist in meinen Augen eine Gefahr. Ich zittere für die Zukunft der mit Kultur durchtränkten Völker. Ich sehe das am Horizont ihres Geschickes auftauchen, was die naiven Bildermaler unter der Gestalt des Todesengels mit der furchtbaren Sense darzustellen pflegten. Und das kommt daher, daß ich nicht nur die höchsten Schöpfungen der Zivilisation und ihre Gipfel und Blüten betrachte, sondern das große Ganze, nämlich die Glieder, die Muskeln und die Hände, die Stärke, die Äste und den Stamm des sozialen Lebensbaums.

Der erfahrene und hochgebildete Greis kann den nur mit natürlicher Kraft und gesundem Lebensinstinkt begabten Jüngling mißachten, ohne in meinen Augen recht zu haben. Welcher von beiden besitzt Stärke und Lebenskraft, diese höchsten Güter des Lebens?

Wenn man sich so leicht durch den Schein der Überlegenheit alter Zivilisationen mit entkräfteten Gehirnen und Nerven täuschen läßt, so liegt es vor allem daran, daß man gewöhnlich nicht weiß, was die wirkliche Stärke eines Volkes ausmacht, worauf seine Zuversicht auf die Zukunft beruht. Wir haben soeben festgestellt, daß einige der glänzendsten Zivilisationsepochen der Vergangenheit sich am Vorabend des Niedergangs entfaltet haben, und daß der hohe Grad geistiger Verfeinerung eines Volkes nicht beweist, daß es mit seiner Stärke gut bestellt ist. Nicht die Intellektuellen sind es, in denen die Lebenskraft eines Volkes besteht, sondern der Durchschnitt, der große Haufe. Eine Nation ist stark, wenn sie eine Durchschnittssumme von einigermaßen intelligenten, nicht allzu angeregten, aber recht energischen Individuen besitzt, die charakterfest, langsam und schwerfällig ist und instinktmäßig und sicher vorwärts schreitet. Diese sind es, die Schöpferkraft besitzen und die unbewußt, wie der Tag auf die Nacht folgt, zeugen, arbeiten und fortschreiten. Dieser Durchschnitt ist es, der den Gehalt eines Volkes und seine Zukunft ausmacht. Ein solches Volk muß noch weite unbebaute Gebiete und Mengen von rohen, ungehobenen Schätzen in sich tragen: fehlt es ihm an solchen natürlichen Hilfsquellen, so steht sein Untergang nach kurzer oder langer Frist sicher bevor. Wie kann man festen Schritts im Leben vorwärtsschreiten, wenn man ein Greisengehirn besitzt, das mit uralten Dingen und Traditionen vollgepfropft ist, — ein tyrannisches und fossiles Gehirn? Ein Übermaß von Intelligenz erzeugt hauptsächlich Untätigkeit, Zersetzung und folglich Dekadenz. Ein allzu

hoher Grad von Kultur bedeutet den zum Prinzip erhobenen Skeptizismus, den Gang zur Beschaulichkeit und den Instinkt der Vernunftfolgerung, — kurzum, die schwersten Übel für eine Gesellschaft.

Man darf ohne paradox zu sein behaupten, daß eine Nation sich um so wohler befindet, je weniger Intellektuelle sie zählt. Nicht der Intellektualismus, sondern vielmehr die Dummheit macht die Stärke eines Volkes aus: natürlich will ich hier unter „Dummheit“ nur verstanden wissen, was uns — die wir unter ausschließlicher Vorherrschaft der Vernunft stehen — bei andern als solche erscheint.

Wohlverstanden nehme ich dabei die berufsmäßigen Kulturträger wie Lehrer und Gelehrte aus, denn diese sind für eine Nation ebenso unentbehrlich wie Bäcker und Schneider. Ich habe auch nicht die Absicht, das Argument auf die Spitze zu treiben, indem ich behaupte, daß eine Nation ohne einen einzigen Intellektuellen dank dieser Tatsache unbedingten Vorrang habe. Ich stelle mir unter einem Volk nicht etwa eine Herde vernunftloser Tiere vor; ich glaube fest an die Wichtigkeit von Verstand und Kultur, solange sie im sozialen Organismus den rechten Platz einnehmen. Ich will nur sagen, daß eine übermäßige Entwicklung der intellektuellen Funktionen lähmend und zersezend wirkt.

Es gibt eine Art von Fähigkeiten, die vor allen andern ins Auge gefaßt und bewertet werden müssen, wenn man den innern Wert und die Ausichten eines Volkes feststellen will. Ich meine die kernige Kraft der Energie, den Ernst des Glaubens, die Unbefangenheit und Instinktmäßigkeit. Das sind die Haupttugenden für ein Volk, diejenigen, an denen man erkennt, ob es reich oder erbärmlich, stark oder schwach ist, Tugenden, die man meistens in Betracht zu ziehen versäumt, um sich auf die Abschätzung der geistigen Fähigkeiten zu beschränken. Ein höchst beklagenswerter Standpunkt! Denn was ist es im Grunde genommen, was eine Nation vor allem nötig hat? Will eine Gesellschaft ihre normale Existenz zu einer Wirklichkeit gestalten und leben, statt nur zu vegetieren, so muß sie gewisse grundlegende Eigenschaften besitzen, bei deren Ermangelung sie unfehlbar dem Elend, der Irrheit und dem Untergang anheimfallen wird: eine gewisse Dosis physischer Stärke, reiner und gesunder tierischer Kraft, die dem Bau ihrer ganzen Existenz als Grundlage dienen wird; eine gewisse Dosis Charakter, die sie instand setzen wird, ihren Weg durch die Welt mit Entschlossenheit zu verfolgen, kühn vorwärts zu schreiten, statt auf derselben Stelle zu verharren, zurückzweichen, am Rande der Straße liegen zu bleiben oder sich in Sprüngen und Unschlüssigkeiten zu erschöpfen; eine gewisse Dosis von Naivität und Urwüchsigkeit, d. h. von natürlichem Glauben ans Leben, von instinktivem Vertrauen zu der Welt und den Dingen, so daß sie ihren Glauben auf die Wirklichkeiten und nicht auf Träume und Traditionen gründet, daß sie einfach und verwegen, ernst und lauter im Handeln bleibt. Aber unter diesen Tugenden gibt es eine, die alle andern überragt, die ebenso-

wahl das Individuum wie die sozialen Organismen beherrscht, die mit einem Wort die einzige unerläßliche ist: Energie. Die Energie, die alles übertrifft und alles bewirkt, die zugleich die bloße körperliche Energie — diese Blüte gesunder und mächtiger Organismen — und die innere, die Energie des Gemiffens in sich schließt, die die Stetigkeit der Anstrengung, die Beharrlichkeit der Entwicklung, Geduld und Ausdauer mit sich bringt, und das schweigsame, hartnäckige, instinktive, unerschütterliche Vorrücken dem Ziele zu — und der hysterische Erregung, nutzlose und alberne Mut, Schwankungen, Unschlüssigkeiten und Verzerrungen widerstreben. Alle anderen sozialen Eigenschaften mögen wertvoll und köstlich sein; wenn aber diese fehlen, so mangelt es an der eigentlichen Grundlage.

Ich denke mir, daß Goethe etwas ähnliches gemeint hat, als er zu Eckermann sagte: „Die Franzosen haben Verstand und Geist, aber kein Fundament und keine Pietät“, wobei er unter „Pietät“ den Glauben an die großen Naturgesetze und Ehrfurcht vor den unausweichlichen und wohlthätigen Normen des Kosmos verstand. Um den tiefen Gegensatz zwischen den Prinzipien, von denen die lateinische und germanische Zivilisation beherrscht sind, klar auszudrücken, könnte man auch sagen, daß jene in demselben Verhältnis zu dieser steht, wie ein Ziergarten voll prächtiger, heraufschend duftender Blumen zu einem kunst- und schmucklosen Acker. Die blühende Einfriedigung schmeichelt dem Auge und betäubt das Gehirn: dennoch ist es das anscheinend gewöhnliche und urwüchsiges Gemüseland, das dem Menschen Blut und Muskeln verleiht. Und dieses ist es auch, das am letzten Ende mehr wahre Schönheit im Schoße trägt.

Unter dem hypnotischen Einfluß des Gipfels einer Zivilisation unterscheidet man nicht scharf genug zwischen dem Intellekt und dem Charakter, d. h. zwischen der geistigen Fruchtbarkeit und dem moralischen Wert, zwischen den Anlagen für intellektuelles Schaffen und den Anlagen für schöpferische Lebenstätigkeit. Ein sehr bedauerlicher Fehler, der viele trügerische Urteile hervorbringt! Man läßt sich vom Anschein blenden. Man staunt über das wahrhaft staunenswerte Schauspiel, das von einer Auslese von Denkern, Schriftstellern, Künstlern, Rednern und überintelligenten, übersensitiven Menschen geboten wird. Gewiß, ein bewunderungswürdiges Schauspiel! Aber man muß auch die Masse, die annähernde Gesamtheit betrachten. . . Dann tritt der ungeheure Gegensatz und das innere Elend zutage. Da finden wir keinen Charakter, sondern nur Gleichgültigkeit, Routine, Unschlüssigkeit und Schläffheit. In unserer Geschichte, sowohl der römischen Zeit wie des sechzehnten und neunzehnten Jahrhunderts, herrscht Mangel an Charakter vor, — trotz aller heldenmütigen und glanzvollen Taten, an denen sie so reich ist. Und immer ist es Charaktermangel gewesen, an welchem die großen Nationen bei jenen furchtbaren historischen Zusammenbrüchen scheiterten, die ein unterm Deckmantel äußerlichen glänzenden Wohlergehens verborgenes ungeheures Elend enthüllten.

Überdies müßte der Wert dieses Geisteslebens und dieser hohen Zivilisation — dieser Quelle unsres Überlegenheitsgefühls und des Überrestes von Nimbus, den wir noch genießen — etwas eingehender beleuchtet werden, als ich es hier zu tun vermag. Ich bestreite keineswegs, daß Frankreich in der Gesamtheit der lateinischen Welt an erster Stelle steht, noch daß es der ganzen Welt gegenüber in gewissen Zweigen menschlichen Wissens und der Industrie die Vorherrschaft ausübt. Aber die Vorzüge dieser verhältnismäßig hervorragenden Stellung und gewisser vereinzelter Überlegenheiten vermögen mich nicht zu widerlegen.

Ein Milieu ungemeiner Zivilisation, Verfeinerung und Kultur, wie Jahrhunderte der Intellektualität, Eleganz und feinen Empfindung es hervorbringen, hat natürlich erhebliche Vorzüge. Es verleiht den Geistern eine Leichtigkeit, eine Geschmeidigkeit, einen Glanz und eine Empfänglichkeit, die langsam und schwerfällig denkende Völker nicht kennen. Das tägliche Umgehen mit Ideen, die Übung in geistigen Dingen erzeugt einen Skeptizismus, der den Menschen befähigt, die Welt und das Leben von oben herab mit überlegener Unbefangenheit zu betrachten. Die Eigenart des echten Lateiners besteht darin, dem Weltschauspiel als von allem zurückgekommener Dilettant beizuwohnen. Wir Skeptiker und Skeptiker haben nur ein schlaues Lächeln für Dinge, in denen das Individuum gesunderer Zivilisationen einen Beweggrund für entschlossenes Vorrücken oder Zurückweichen, für Ansturm, Begeisterung oder Kampf erblickt. Wir haben eine so uralte Tradition und einen so großen Vorrat von Erfahrungen hinter uns, daß wir uns erlauben dürfen, gleichgültig zu sein und unterm Anschein der Satire oder Heiterkeit im Innern unsrer Seele die höchste Verachtung für die ganze Welt zu empfinden. Das ist sehr schön, denn es gestattet uns, in Momenten, wo andre arbeiten und kämpfen, den sorglosen, erhabenen Zuschauer zu spielen. Aber vielleicht sollte man sich doch fragen, ob mit diesem augenscheinlichen Vorteil nicht eine geheime Ursache der Minderwertigkeit und des Niedergangs verbunden ist. Der Skeptizismus und die Erhabenheit, die Philosophie des „leichten Herzens“ haben ihren Platz in unserm Leben; aber machen sie das ganze Dasein aus? Das übergeistigte Wesen hoher Zivilisationen bezahlt seine Überlegenheit mit einem Mangel an Glauben an die Dinge. Was ist aber das Leben ohne einen festen, innigen und tatkräftigen Glauben? Der Glaube ist die Seele der Tat, ebenso wie die Tat die Seele des Lebens ist. Von nun an hat der Intellektuelle nur die Illusion des Lebens, statt wirklich zu leben. Das Geschöpf, das sich den Glauben und die Unbefangenheit des einfachen gesunden Naturmenschen bewahrt hat, tritt dagegen mit der Außenwelt in Berührung, beeinflusst sie und wird von ihr beeinflusst. Es lebt mitten zwischen Wirklichkeiten und bewahrt sich dadurch die Schaffens- und Tatkraft. Und das Ergebnis? Da im Lauf der Welt nun einmal alles Arbeit und Bewegung ist, wird der allzu durchgeistigte und empfindsame Mensch von denjenigen überholt, die er als rohe, tief unter ihm stehende Barbaren betrachtet.

Es dürfte ebenfalls gefährlich sein, „Intelligenz“ im wahren, umfassenden und normalen Sinne des Wortes mit „Geist“ zu verwechseln. Ein Übermaß von Geist verrät manchmal einen Mangel an Intelligenz. Die lateinischen Völker liefern in meinen Augen den Beweis für diesen Satz. Es kommt häufig vor, daß ihre geistige Überlegenheit scheitert, wo der elementarste, gesunde Menschenverstand den Sieg davonträgt. So geschieht es, daß unglaubliche Torheiten begangen werden, daß man beklagenswerte Niederlagen erleidet, wo sich Spitzfindigkeit und Kompliziertheit als schwächer wie Geradheit und Naivität erweisen, und wo die angeblich geistig Armen eine Fähigkeit an den Tag legen, die man notgedrungen als „Intelligenz“ bezeichnen muß. Die Natur legt sich eben ins Mittel und rückt die Dinge zurecht. Wie oft haben wir — ohne übrigens Nutzen daraus zu ziehen — die harte Erfahrung machen müssen, daß der gesunde Menschenverstand über die intensive Geistigkeit triumphiert? Wie oft hat sich zumal der vielgerühmte und bewunderte französische Geist unfähig erwiesen, sich gegenüber der Logik, dem gesunden Menschenverstande, oder auch nur gegenüber dem reinen Instinkt eines Naturmenschen mit starken und gesunden Trieben zu behaupten? Das liegt daran, daß der „Geist“ zuweilen das Gegenteil von Intelligenz ist, wie ich bereits gesagt habe. Die Nation, die im sichern Gefühl ihrer sprichwörtlichen geistigen Überlegenheit lachend an den höchsten Naturgesetzen und den größten und wichtigsten Tatsachen dieser Welt vorübergeht, ohne sie zu gewahren — die Gesetze und Tatsachen, die sie eines Tages zermalmen werden —, erweist sich ganz einfach als törricht, da sie nicht weiß, daß der Skeptizismus seine Grenzen hat, und daß es ewige Normen gibt, die sich nicht überschreiten lassen. Intelligenz — worunter ich richtiges Verständnis und richtige Deutung der Wirklichkeiten verstehe — ist auf dieser Welt im allgemeinen nötiger als Geist. In dieser Hinsicht haben die lateinischen Völker eine so außerordentliche Torheit, einen so ungeheuerlichen Mangel an Urteilskraft bewiesen, daß man zu ihrer Erklärung notgedrungen auf ein Zitat zurückgreifen muß: Quos vult perdere Jupiter dementat.

Andererseits ließe es sich unschwer beweisen, daß wir uns in mancher Beziehung mehr scheinbar als wirklich um intellektuelle Dinge kümmern, und daß gewisse Völker, die keinen Teil an der römischen Erbschaft haben, uns in bezug auf wahre Intellektualität unstreitbar übertreffen. Unser Intellektualismus besteht vor allem darin, die Welt durch das Prisma einer irrealen Auffassung zu betrachten.

Daß wir so verblendet sind, ist eine natürliche Folge der Tatsache, daß wir in unsern Augen als geistreichstes Volk der Welt allen andern überlegen sind und uns dank unsrer speziellen Intelligenz über alle Realitäten erhaben dünken. Der Hochmut des Lateiners — des Erben der antiken Zivilisation und Repräsentanten Roms und des römischen Gedankens — gehört zu seinen dauernden Eigenschaften. Er wurde uns in die Wiege gelegt, denn schon der

Gallier zeichnete sich durch die verwegenste Überhebung aus, die nur noch zunahm, als die römische Zivilisation aus dem Kaiserreich auf Gallien überging; doch wir finden ihn auch in dem Greise wieder, der sich trotz seines beharrlichen Stillstehens in einer unausgesetzt fortschreitenden Welt immer noch eigenfönnig einbildet, in der Vorhut zu marschieren. Madame de Staël schreibt in ihren Betrachtungen über „Deutschland“: „Die gute Meinung, die die Franzosen von sich selbst haben, hat immer sehr dazu beigetragen, ihren Einfluß in Europa zu vermehren.“ Das mag sein, erwidere ich darauf: aber innerhalb der Grenzen der Zeit und des Raums, in denen diese „gute Meinung“ sich rechtfertigen ließ. Aber darüber hinaus? Sich für überlegen zu halten, wenn man es tatsächlich nicht mehr ist (wie gewisse betrübende Erfahrungen mehrfach bewiesen haben), das heißt, den Blitzstrahl auf das eigene Haupt herabbeschwören. Denn es kommt unfehlbar ein Tag, an welchem sich diese Überhebung als unbegründet erweist und zusammenbricht, indem sie Nation und Individuum unterm Ansturm der unbarmherzigen Wirklichkeiten unrettbar mit sich ins Verderben reißt. Ganz abgesehen davon, daß die verhängnisvollste Folge der Überhebung in der fortgesetzten Unkenntnis seiner selbst besteht, indem die Einflüsterungen der Wahrheit keinen Zugang finden und alle zur Wiedergeburt föhrenden Wege dadurch versperret werden.

Kann es etwas Eitleres und Klägliches geben, als sich infolge irgendeiner vermeintlich unerschütterlichen, unbegreiflichen und unverjährbaren göttlichen Verordnung für den Nabel der Welt zu halten? Ein echter Lateiner hat für alles, „was nicht dazu gehört,“ nur ein mitleidiges, herablassendes Lächeln. Die Grenzen seines Landes sind in seinen Augen diejenigen der „Zivilisation“; jenseits derselben herrscht mehr oder minder gemildertes Barbarentum. Seine Tradition ist die einzig wahre, die einzig schöne, die einzig der Zukunft würdige. Seine „Rasse“ ist auserwählt, um Wahrheit und Schönheit in der Welt zu verbreiten, um die höchsten Weltgesetze, die „ungeschriebenen Gesetze“ bekannt zu geben. In dieser Hinsicht denken der Franzose, der Italiener und der Spanier von heute genau so wie der antike Mensch und der Mensch der Renaissance: ihre Begriffe haben sich nicht erweitert. Ihr Glaubensbekenntnis ist immer noch dasselbe: „Rein Heil außerhalb der Latinität.“

Auch der stolz auf dem Misthaufen thronende Dorfhahn hat dieselbe Weltauffassung, die sich in seinem Benehmen verrät, — was immer noch nicht beweist, daß sie richtig ist.

Man weiß, was Rom für den Stockitaliener bedeutet; selbst wenn die „Ewige Stadt“ nur noch eine Nekropole oder ein Museum wäre, wo eine lediglich vom Kommen und Gehen der Archäologen und Reisenden gestörte Totenstille herrschte, würde er immer noch behaupten, in ihr die gegenwärtige und zukünftige Beherrscherin der Welt und die Königin aller Städte zu sehen. Die Verblendung des Iberers ist bekannt. Was den noch nicht durch fremde Berührungen „korrumpierten“ Vollblutfranzosen anbelangt, so ist Paris für

ihn ohne Widerrede der moralische und intellektuelle Mittelpunkt der Welt. Sein Leben richtet sich nach den Pulschlägen dieses Weltherzens. Die Städte und Völker umstehen diese „Bille-Lumière“, in der sich Frankreich und das Lateinertum konzentrieren und rühmen, wie Kinder die Mutter oder Erzieherin, von der sie ein gutes Wort oder ein Gebot erwarten. Wir sind nach göttlichem Recht „das erste Volk der Welt“, die auserwählte und souveräne Nation! Diese Ansicht entlehne ich nicht etwa dem gemeinen Chauvinismus der Massen, sondern den anerkanntesten, auserlesensten Geistern, den intellektuellen Häuptern der Nation, bei denen man dieses selbe lebendige und geradezu als Dogma angesehene Vorurteil wiederfindet: so bei Viktor Hugo, Michelet, Zola u. a. m. . . Wie tief muß das Gift dieser lateinischen Ideen in Gehirn und Gewissen eingedrungen sein, wenn so große und mächtige Geister sie aufrecht erhalten! Ich will gar nicht darauf eingehen, wie beleidigend und verletzend diese Überhebung für die übrige mißachtete Welt sein muß: ich spreche hier nur von ihrer unheilvollen und lächerlichen Seite. Ja, der in sich selbst und in seine Tradition vernarrte Lateiner wirkt angesichts der Wirklichkeit überaus lächerlich und kindisch.

Gibt es unter denen, die sich nicht von uralten Vorurteilen blenden lassen, wohl einen einzigen, der nicht zu sehen vermöchte, daß die wahrhaft moderne Zivilisation sich überall und vielleicht sogar vornehmlich außerhalb der lateinischen Welt entwickelt? Täten wir nicht besser, wenn wir — mit weit mehr Recht — die Überlegenheit von New York, Berlin, London, Melbourne und San Franzisko, in ihrer Eigenschaft als sichtbare Äußerung einer Zivilisation und einer Rasse, anerkennt? Ich will gewiß nicht bestreiten, daß Paris und gewisse andere lateinische Städte alle Ursache haben, auf einige ihrer Gebiete stolz zu sein: ich sehe es, ich fühle es und ich verkündige es laut, wie jeder andre. Aber selbst wenn das französische Vaudeville, französischer „Espirit“, französische Küche, französische Moden und französischer Geschmack noch auf lange Zeit hinaus die Vorherrschaft in der Welt behaupten, würde das doch noch kein Grund sein anzunehmen, daß es überall anderswo nur Einsamkeit, Ungehobeltheit, Kleinlichkeit und Erbärmlichkeit gebe! Macht das überhaupt den Inhalt des Lebens aus? Wer sähe nicht, daß Paris, Frankreich und die lateinische Welt in bezug auf manche sehr wichtige, ja sehr wesentliche Dinge nicht nur weit entfernt sind, an der Spitze zu stehen, sondern sogar weit zurückbleiben und sich genötigt sehen, gewisse Wahrheiten und gewisse für das moderne Leben unentbehrliche Elemente von der Außenwelt anzunehmen? Was soll also diese Unaufrichtigkeit? Beweist nicht schon das oben erwähnte Gefühl der Ermattung, daß unsre Verblendung auf Lüge beruht? Und wir scheuen uns nicht, der Welt ein solches Schauspiel zu bieten, während Tag für Tag neue unbarmherzige Tatsachen, die keiner Beeinflussung durch Gefühle unterliegen, neue schlagende Beweise für unsre Inferiorität liefern!

Wir müssen aufhören, auf unsre traditionelle lateinische Überlegenheit zu pochen, denn unsre „gute Meinung“ von uns selbst wird künftighin nicht mehr viel Wirkung auf die Welt ausüben, und in uns selbst versperrt sie den Weg, der zu einem neuen Leben führt. Wohl blühen herrliche, duftende und farbenprächtige Blumen auf unserm Boden; dennoch dürfen wir uns nicht der Wahrnehmung verschließen, daß Stamm und Äste des lateinischen Lebensbaums nicht mit ihnen in Zusammenhang stehen. Die römische Medaille zeigt uns auf ihrer Rehrseite ein Bild, dessen Züge uns ernstlich Sorge machen sollten.



## Briefe und Tagebücher des deutschen Volkes aus Kriegszeiten.



Im ersten Bande der urkundlichen Beiträge und Forschungen zur Geschichte des preussischen Heeres, herausgegeben vom Großen Generalstabe, Berlin 1903, finden sich aus den Feldzügen 1756 und 1757 über die Schlachten von Lobositz und Prag achtzehn Briefe preussischer Soldaten und eines Nichtkombattanten abgedruckt. Die Briefe stammen aus dem Fürstlich Stollbergischen Hausarchiv in Bernigerode und sind für den regierenden Grafen Christian Ernst († 1771), einem treuen Anhänger seines Lehnsherrn Friedrichs des Großen, gesammelt worden.

Der Generalstab hat den Briefen eine kritische Würdigung beigegeben: Von Kantonspflichtigen und Kapitulanten, also keinen geworbenen Ausländern, sondern preussischen Landeskindern geschrieben, gäben sie mit ihrem vielseitigen Inhalt Kunde von Eltern, Sippen und Freundschaft, Heimat und Garnison; der vortreffliche Geist der Briefschreiber falle in die Augen, der Gleichmut, mit dem von Hunger, Durst und allen Beschwerden des Krieges gesprochen wird, die Bewunderung für ihren König, die Anhänglichkeit an ihre Offiziere und die große Familie ihres Regiments. Brav, einfach, pflichttreu und hingebend gäben sich diese wackeren Männer, denen eine stille, selbstverständliche Frömmigkeit eigen und das Gefühl der Vaterlandsliebe nicht mehr fremd sei. Es sei, als ob sie schon das Große ahnten, was eine spätere Zeit den Beruf Preußens genannt hat. Naive und unrichtige Mitteilungen über den Gang der Ereignisse kämen vor, doch ließe sich die Grenze, innerhalb deren volle Glaubwürdigkeit vorhanden sei, von dem Kundigen leicht ziehen. Den besonderen Wert der Briefe mache es aber aus, daß sie nicht nur die Erlebnisse, Betrachtungen und Gefühlsäußerungen einzelner, sondern mehrerer enthielten; ihr Inhalt werde dazu beitragen, manche „falsche Ansicht über den Geist des Heeres, mit dem der große König die Schlachten der ersten Jahre des Siebenjährigen Krieges schlug, zu beseitigen“.

Hat dies Urteil der berufensten Stelle, die es dafür geben kann, nicht eine überaus wichtige, über den vorliegenden bescheidenen Fall weit hinausgehende Bedeutung? Wenn jenen an Zahl so geringen, glücklich erhaltenen Briefen aus